

Provokation als Methode

Vortrag von Götz Kubitschek, gehalten in Linz am 7. März 2009 zum Festkommers der Akademischen Burschenschaft Arminia Czernowitz zu Linz

„Provokation als Methode“ ist das Thema meines Vortrags, und darin eingeschlossen sind die Fragen: Was ist Mut? Was soll man wagen? und: Wie kommt man dazu, sich nicht abzufinden, sondern politischen Widerstand in einer nationsvergessenen, von linkem Ungeist dominierten Zeit zu leisten.

Ich halte jeden meiner Vorträge unter dem Motto, das ich auch meinen Büchlein über die „Provokation“ vorangestellt habe. Dieses Motto lautet: „Laßt uns, wenn wir uns treffen, niemals harmlos über das Harmlose reden“. Ich werde also heute nicht brav oder beschwichtigend oder unvorbereitet oder routiniert oder auf irgendeine andere Weise harmlos plaudernd Ihnen und mir die Zeit vertreiben, sondern ich werde Gedanken von einiger Dringlichkeit vortragen.

Dringlichkeit: Dieses Wort ist überhaupt ein gutes Beschreibungsmerkmal für die richtige Art, Politik oder Metapolitik zu treiben: Sie und ich und alle die anderen, die gleich uns an der Arbeit sind, tun es nicht, weil es unser Hobby ist. Wir tun es vielmehr, weil es getan werden muß. Wir tun es, weil wir uns von der Dringlichkeit dieser notwendigen Aufgabe in die Pflicht nehmen lassen, und wir tun es manchmal auf eine geradezu selbstausbeuterische Weise, also: auf Kosten des Rufes und der Karriere und der wertvollen Zeit, die man mit den schönen Dingen des Lebens verbringen könnte.

Aber die Zeit ist nicht danach, es ist nicht die richtige Zeit für ein ausgebreitetes Leben, für Verfeinerung und Muße oder für das Erforschen der Geschmacks-Nerven. Bei uns in Deutschland gibt es einen recht bekannten Geschmacks-Gott, den Feinschmecker Jürgen Dolase. Er duftete vor einiger Zeit

in der zu Unrecht noch immer als konservativ geltenden Frankfurter Allgemeinen Zeitung eine ganze Seite über einen Geschmacks-Streifzug vollpinseln: Er war zu einem Abendessen bei unserem Bundespräsidenten Horst Köhler eingeladen und analysierte gründlich, was ihm da vorgesetzt wurde: Jürgen Dolase mußte Wein trinken, der in paar Grad zu warm war, und er mußte einen Schaum aus Brunnenkresse verzehren, der leider schon ein wenig eingefallen war, bevor er im Magen des Gourmets verschwinden konnte. Ich las den Beitrag dennoch mit Gewinn, denn Dolase zitierte unseren ehemaligen Außenminister Joschka Fischer mit der Feststellung, daß die Hofküche des französischen Staatspräsidenten die mit Abstand exquisiteste der Welt sei: Sie müssen wissen, daß Joschka Fischer – als er so alt war wie die Studenten hier unter uns – ein krimineller Schläger war, ein gefürchteter kommunistischer Stoßtruppführer, ein Prolet von der Straße. Und so ist seine Bemerkung über die exquisite französische Hofküche ein tolles Beispiel, bei welchem Weltwissen man enden kann, wenn man von der Macht aufgesaugt wird wie ein Fussel von einem Teppich. Ich bin mir aber sicher, daß Fischer mit diesem aus der jahrelangen Erfahrungen als Außenminister geschöpften Urteil über die französische Hofküche auch neue Freunde gewonnen hat: Er hat vermutlich alle Konservativen unter uns betört, die Fischers teure Krawatten und seinen feinen Geschmack als eine konservative Wende in seinem Leben wahrnehmen.

Korrigieren Sie mich bitte, aber ich bin überzeugt, daß für uns die Zeit für die Unterscheidung von Weinen noch nicht gekommen ist. Zum Thema Wein fällt mir nur ein, daß er rot und trocken und wirksam sein muß. Er muß so wirken, wie Ernst Jünger das beschrieben hat: Er muß anheizen und stimulieren, bevor man mit der Waffe in der Hand aus dem Graben springt. Er muß also vor allem verfügbar sein, dieser Wein, er muß zur Hand sein, wenn man ihn braucht.

Der Sprung aus dem Graben: Das ist der Ernstfall, und man kann dieses Bild ohne weiteres auf den politischen Kampf übertragen. Ich kennen die ös-

terreichischen Verhältnisse nicht gut genug, aber ich kann von den deutschen Verhältnissen im Detail berichten. Dort stehen die Gutmenschen gegen die Rechten, die Nations-Verleugner gegen die Verteidiger der natürlichen Ordnung, und das Kräfteverhältnis ist nicht im geringsten ausgewogen: In dem Moment, wenn Sie als Richter den Kopf über den Grabenrand heben, hören Sie schon die ersten Kugeln pfeifen, und irgendeine schlägt garantiert ein. Wir haben heute Nachmittag während des Symposiums einiges über die Mechanik und die Methode des linksliberalen Dauerfeuers gehört, und dieser Geschosshagel ist so erfolgreich, daß er zumindest in Deutschland in den letzten zwanzig Jahren alles verhindert hat, was man als echten nationalen, rechtskonservativen Aufbruch hätte bezeichnen können. Seit ich politisch denken kann, führt die Rechte in Deutschland einen erfolglosen Kampf um die politische Macht. Um nichts anderes geht es ja. Es geht um eine erfolgreiche Parteigründung, und es geht im vorpolitischen Raum um Deutungshoheit: Wachablösung, Umdeutung, Revisionen des sicher Geglaubten – das alles sind Kennzeichen für den ernsthaften Versuch, die Leitern an die Mauern anzulegen, die Burg zu stürmen und die dort verschanzten, in Selbstgefälligkeit lebenden Eliten zu vertreiben. Zwanzig Jahre der Belagerung habe ich miterlebt und mitgemacht: Das ist eine verflucht lange Zeit, bekanntlich murrten die Mannschaften der Griechen schon im zehnten Jahr, das sie vor Troja liegend und ohne Aussicht auf Erfolg verbringen mußten.

Ich möchte an dieser Stelle eine Bestimmung unserer Lage vornehmen:

Der Anmarsch zur Macht ist der permanente Ernstfall. Darin liegt eine Gefahr: Man kann vernichtet werden, erlahmen oder abbiegen. Oder noch schlimmer: Man kann in der Rolle des erfolglosen Belagerers heimisch werden.

Ich muß über die Gefahren der Vernichtung und der Erlahmung kein Wort verlieren. Wir haben in den vergangenen Jahrzehnten Heerscharen von motivierten, feurigen Mitstreitern gehen sehen: Sei es, daß sie kurz vor dem

Rufmord noch die Kurve ins bürgerliche Leben kriegen wollten, sei es, daß ihnen die Kraft ausging und sie sich abfanden mit dem Klima unserer Zeit. Manche sind auch abgebogen, das heißt: Sie sind zwar politisch tätig geblieben, haben aber plötzlich angefangen, einen weicheren und weicheren Kurs zu fahren, und irgendwann war der Tag da, an dem sie mit den Weggefährten öffentlich brachen und neue Freunde präsentierten. Diese neuen Freunde sind im Normalfall etabliert, das bedeutet: Sie sind innerhalb des Mauerrings, den es eigentlich zu erstürmen gilt.

Sie wissen alle, daß von den Überzeugungen eines Mannes nichts übrigbleiben kann, wenn er beim Gegner unterschlüpft. Eine Position auf Augenhöhe mit diesen Gegnern und mit den Konkurrenten im Blätterwald kann nur durch den zähen Ausbau der eigenen Position und durch die Aura des Unbesiegbaren erlangt werden. Man kann sie niemals erlangen, indem man an den Anstand der Mächtigen appelliert und im politischen Bereich auf die Fairneß im Umgang miteinander pocht und hofft.

Eng verwandt mit dieser gefährlichen Hoffnung auf Fairneß und Toleranz ist die vierte Gefahr, die ich oben nannte. Ich wiederhole: Man kann in der Rolle des erfolglosen Belagerers heimisch werden, und ich möchte sagen: Diese Rolle ernährt seltsamerweise ihren Mann, und das ist verlockend und hat furchtbare Konsequenzen: Stellen Sie sich bitte vor, daß Agamemnon, der griechische Heerführer, beim Blick auf die schlechte Versorgungslage seiner Truppen vor Troja einen jammervollen Rundbrief in die Etappe geschickt hätte, in dem zu lesen stand: „Liebe Freunde, es geht uns schlecht, wir bringens nicht, und neulich besaßen die Trojaner sogar die Unverschämtheit, heimlich des Nachts einen Teil unserer Schiffe anzuzünden. Bitte schreibt ihnen, daß das nicht fair war. Sie sollen uns in Ruhe lassen, vielleicht kriegen wir nämlich innerhalb der nächsten zehn Jahren doch noch eine Leiter gebastelt, mit der wir ihre Mauer übersteigen können. Für diese Leiter brauchen wir übrigens noch ein bißchen Geld. Euer Agamemnon.“

Ich kann Ihnen aus Erfahrung eines sagen: Agamemnons Brief würde ungeahnten Erfolg gehabt haben. Die Heimat, die rückwärtigen Räume sind voll von spendablen Seelen: erschütterbare Bürger, Frauen mit Krankenschwester-Impuls, Männer mit dem schlechten Gewissen des Etappenschweins. Also: Eine Flut aus neuen Schiffen, Wolldecken, Fressalien, Weinfässern ergießt sich über das Heerlager. Auch Holz für die große Leiter ist dabei, und Agamemnon weint in seinem Dankesbrief noch ein bißchen weiter, und der Segen hat kein Ende, und man richtet sich ein. Es gibt aber etwas sehr wichtiges, worauf Agamemnon ab sofort vergebens warten wird. Das einzige, was nicht mit nach vorne kommt, sind Krieger, sind hungrige junge Männer, Eroberer, Täter. Wer will schon unter einer Heulsuse dienen, unter einem Heerführer, der es sich im Scheitern gemütlich macht? Deswegen mein Rat:

Weine nie öffentlich. Erwecke nie Mitleid. Wer aus Mitleid aufgefüttert wird, verliert seine Potenz. Du wirst einen Ort finden, an dem Dich keiner beobachtet: Dort laß Deine Wunden versorgen.

Ich bin nun im Kern meines Vortrags über die Methode der Provokation angelangt – und es wird die Antwort eines modernen Menschen sein, eines modernen Menschen, der etwas recht unmodernes tut, wenn er vor seinen Staat tritt und ihn fragt: „Wie kann ich Dir dienen?“

Der Staat zögert nicht mit seiner Antwort: „Indem Du Deine Klappe hältst, an Deiner Karriere bastelst, möglichst viel Steuern bezahlst und nur solche Parteien wählst, die sich nicht voneinander unterscheiden.“

Ich möchte nun öffentlich keine Auskunft darüber erteilen, inwiefern mein Verhalten diesen vier Forderungen entspricht, aber eines ist klar: Wer seine Klappe hält, an seiner Karriere bastelt, Steuern bezahlt und eine Partei der extremen Mitte wählt, der tut nicht das Notwendige für die Rettung seines Vaterlandes, das eben viel mehr ist als dieser Staat, und das ganz andere

Forderungen an uns stellt, wenn wir begreifen, daß es sich gerade im Verborgenen, sozusagen metaphysisch, manifestieren kann.

Aber bereits hier, bei diesem Glaube an ein metaphysischen Kern unseres Landes beginnt das, was ich als „Politischen Existentialismus“ bezeichnen möchte. Der Gedanke daran, daß unser Land mehr ist als das, wofür es sich derzeit ausgibt, ist für einen auf eine bestimmte Weise gestimmten Menschen elektrisierend, und dieser Mensch wird den Kampf um die Substanz seiner Nation mit seinem eigenen Lebensentwurf verknüpfen. In Deutschland, in Österreich steckt natürlich viel mehr als das, was wir heute zu Gesicht bekommen. Das, was wir heute erleben, ist ja nur eine von vielen Möglichkeiten, Politik zu betreiben. Sie und ich wissen: Unsere Staaten wollen nicht den Deutschen, sondern den Weltbürger, den in jedes multikulturelle Gebilde verpflanzbaren, sehr mobilen Konsumenten, der sich einplanen und vernutzen läßt. Unsere Staaten wollen den „Otto Normalabweicher“. Otto Normalabweicher ist derjenige, der sich für individuell hält, aber doch bloß Masse ist.

Was wäre nun, wenn auch wir – also: wir alle hier im Saal – nichts anderes wären als Otto Normalabweicher? Was wäre, wenn wir uns für etwas sehr besonderes hielten, in Wahrheit aber bloß ein Feindbild wären, weil jede zur Macht gekommene Ideologie ein Feindbild braucht – die Linke also uns?

Solche Überlegungen dürfen Sie nicht erschrecken, meine Damen und Herren: Der Preis, den wir für unsere ausgefallene politische Haltung bezahlen, ist nicht gering, und wir alle müßten diese verschleißende Arbeit sofort beenden, wenn klar würde, daß wir uns nur an einem Spiel beteiligen. Wie furchtbar müßte der Augenblick sein, in dem wir erkennen, daß auch wir nur nützliche Idioten waren und sind.

Ich kann jetzt zu Ihrer und meiner Beruhigung sagen: Wir sind keine nützlichen Idioten, aber wir sind in ständiger Gefahr, welche zu werden. Wo ist

der Beweis dafür, daß wir es noch nicht sind? Womit beweisen wir das alte lateinische Wort, das würdige *etiam si omnes, ego non*, übersetzt: Wenn auch alle andern – ich nicht?

Den Studenten und Schülern unter uns gesagt: Sie studieren, Sie lesen Bücher und Zeitschriften und rüsten sich geistig auf für die Auseinandersetzungen mit dem politischen Gegner. Ich habe studiert und viel gelesen, und meine Wertschätzung gehört dem Buch und der Zeitschrift, ich wäre sonst nicht Verleger geworden. Aber Sie können mir glauben: Man übergibt stets mit dem Gefühl von Hilflosigkeit das neue Buch und die aktuelle Ausgabe der Zeitschrift der geneigten Öffentlichkeit, die doch meistens nicht „geneigt“, sondern konditioniert abgeneigt ist. Diese Öffentlichkeit kann und muß das, was wir publizieren, nicht zur Kenntnis nehmen, sie muß es nicht zum Gegenstand von Besprechungen und Auseinandersetzungen machen. Aber ein Buch ist im politischen Sinne nur dann „da“, wenn es einer aufschlägt, um darin zu lesen. Hilflos warten Autor und Verleger auf diesen Moment. Hilflos warten metapolitische Projekte wie das unsere darauf, daß jemand zu lesen und zu begreifen beginnt.

Warten. Hoffen. Hilflosigkeit. Überschätzen wir allgemein die Bedeutung des geschriebenen Wortes? Überschätzen wir die Durchschlagskraft des Arguments? Wie oft weiß man doch, daß man mit der eigenen Einschätzung der Lage richtig liegt: Aber entweder kommt man nicht zu Wort oder aber das Wort, das man spricht, hat kein Gewicht, weil keine politische Macht und kein machtvoller Vervielfältigungsapparat dahinterstehen.

Was also, wenn wir uns einfach Gehör verschafften? Ich möchte einen kurzen Exkurs in die Praxis machen, um jeden von Ihnen über eine Aktion in Kenntnis zu setzen, die ich vor einem halben Jahr mit Kameraden in Hamburg durchführte. Die Zielscheibe war der Literaturnobelpreisträger Günter Grass: Wir alle wissen, daß Günter Grass beim Häuten einer Zwiebel die ge-

niale Idee kam, aus seiner bisher verschwiegenen Zugehörigkeit zur Waffen-SS einmal so richtig Kapital zu schlagen. Sein Bekenntnis platzte im Sommerloch 2006 wie eine Bombe und bescherte seiner furchtbar langweiligen Autobiographie einhunderttausend verkaufte Exemplare noch vor Auslieferung des Buches.

Wenn wir uns nun Günter Grass als Ziel unserer *konservativ-subversiven Aktion* ausgesucht haben, dann haben wir nicht kritisiert, daß er bei der Waffen-SS diente, und auch nicht, daß es ihm erst jetzt wieder einfiel. Entscheidend ist allein, daß Grass sich zur moralischen Instanz erhob und diesem Geschäftsmodell des Anklägers und Moralisten dreiviertel seines Erfolgs und seines Rufs verdankt. Er profilierte sich dabei auf Kosten derer, die – gleich ihm – in jungen Jahren dabei waren, ob sie nun wollten oder nicht.

Grass war und ist Nutznießer seiner moralischen Überhebung über die Kriegsgeneration, und hat stets mit dem Zeigefinger auf andere gezeigt. Er tat dies, um zu profitieren, und er tat dies, obwohl er selber über sein eigenes, gutgläubiges Dabei-Sein hätte viel Generationenversöhnendes berichten können. Er hat aber lieber mitverdient, sozusagen als Arbeitgeberpräsident innerhalb der Holocaust-Industrie; und dies ist der Punkt, auf den eine Fragestellung von uns zielte, als wir ihn im Thalia-Theater in Hamburg heimsuchten. Er wollte den zweiten, noch belangloseren Teil seiner Autobiographie präsentieren, und wir entrollten unsere Banner und grüßten den alten Haudegen auf unsere Art: Wir störten ihn und schreckten seine Zuhörer auf. Unsere Aktion muß nicht ganz ungeschickt ausgesehen haben – er schlug jedenfalls Wellen bis ins heute-journal, den Deutschlandfunk und alle großen sowie etliche regionale Zeitungen.

Ich halte solche Aktionen für zwingend notwendig: der gezielte Regelverstoß, der provozierende Auftritt, Frechheit und Bekenntnismut sind in unserer Situation die richtigen Mittel: Sie sind es vor allem angesichts der konservativen Schwäche, sich zuletzt doch mit vielem, was unerträglich schien, auszusöhnen, also: sich abzufinden mit der Lage und – wiederum in bester

konservativer Manier – versöhnlich zu sein. Dieser versöhnliche Grundzug ist nachvollziehbar, aber in der derzeitigen Lage fehl am Platze.

Drei Gründe sprechen für die Provokation als Methode:

1. die Beunruhigung des Gegners;
2. die Werbung für die eigene Sache;
3. die Selbstvergewisserung des Ichs und der Gruppe.

Der erste gute Grund, die Beunruhigung des Gegners, ist rasch abgehandelt: Klug durchgeführte Aktionen stören den Gegner tatsächlich. Sie stören ihn in seiner Sicherheit auf und beunruhigen ihn mit etwas, das er gar nicht kennt: mit plötzlicher und echter Gegnerschaft.

Es ist ja nicht so, daß irgendein Mitverdiener in irgendeinem linken Netzwerk oder ein glattgebürsteter Funktionär der ÖVP nicht wüßte, was er tut, wenn er denunziert, schematisiert, zynisch an seiner Karriere bastelt – und all dies auf Kosten derer, denen Österreich oder Deutschland noch immer mehr ist als bloß eine weitläufige Firma, an der man gerne ein paar Aktien halten würde. Verstören Sie diesen Funktionärstyp, Sie tun ein gutes Werk, er wird seiner Freundin endlich einmal etwas Spannendes zu berichten haben.

Ich bin beim zweiten Argument, bei der Werbung für die eigene Sache: Mit jeder gelungenen, weit über unsere sonstigen Publikationsflächen hinauswirkenden Aktion betreiben wir Werbung für unsere Denkweise und politische Ausrichtung.

Glauben Sie mir: Es sind ganz bestimmte Charaktere, die sich durch das öffentliche Stehen für eine Sache, durch Authentizität und die damit verbundene Ehrlichkeit gewinnen lassen. Es ist ja immer ein gewisses Risiko dabei, es ist nicht ungefährlich, es ist nicht normal: Es ist vor allem die Chance, die Bahn des Otto Normalabweichers zu verlassen und wirklich abzuweichen.

Dieses wirkliche Abweichen bedeutet, hinter die Kulissen zu schauen: Denn über die Verstellung des wahren Lebens durch Kulissen muß sich jeder klar werden, der ein wirkungsvolles „Ich nicht!“ aussprechen will. Wir suchen die jungen und älteren Leute, die ein wirkungsvolles „Ich nicht!“ sprechen und vorleben wollen. Wir suchen diejenigen, die das Kulissenschieben aufgeben und zu klarer Sprache durchstoßen wollen, gegen alle Übermacht aus Elternhaus, Schule, Arbeitsplatz, Medien und Politiker-Sprech. Wir suchen diejenigen, die den Blick für das Falsche im Leben nicht verlieren wollen und die ahnen, daß sie mit einem fein geknüpften Netz eingefangen und gebändigt werden sollen. Unsere Gesellschaft hat ein feines Gespür für die Nutzbarmachung selbst unabhängiger, widerständiger Geister und Charaktere, und über kurz oder lang liegt bei jedem Aufmüpfigen ein Angebot auf dem Tisch, das er vermeint nicht ausschlagen zu können.

Suchen wir also die Freien, die Kohlhaas-Naturen, die stolzen Dienstbereiten, diejenigen, die ihre Ecken und Kanten und ihre Markt-Untauglichkeit bis zum bitteren Ende verteidigen wollen. Oder mit Ernst Jüngers berühmter Stelle aus dem „Abenteuerlichen Herz“ gesprochen: „Unsere Hoffnung ruht in den jungen Leuten, die an Temperaturerhöhung leiden.“

Ich bin der festen Überzeugung, daß es Tausende junger Deutscher und Österreicher gibt, die jahrelang an einem geistigen und seelischen Hunger leiden, und die an dem nicht satt werden können, was ihnen die Schule und das linksliberale Meinungsmacher-Milieu als Nahrung reichen. Ich bin mir sicher, daß es Hunderte und Tausende Leute gibt, die jahrelang auf das gewartet haben, was wir ihnen zeigen können. Aber wir müssen auffindbar sein, und in diesem Sinne ist jede Provokation wirklich ein Hinweisschild, das wir unerwartet und weit sichtbar in die Höhe reißen.

Und so komme ich zum dritten Argument, und ich kann gleich sagen, daß dieses Argument nicht so plausibel ist, nicht so auf der Hand liegt wie die beiden ersten Gründe. Das dritte Argument für die Provokation als Methode

lautet: Immer dann, wenn einer entschieden etwas tut, vergewissert er sich seiner selbst.

Diese Selbstvergewisserung ist in Zeiten wie unseren für jeden Rechten und Konservativen eine immer wiederkehrende Notwendigkeit. Vergewissern wir uns also unserer selbst:

Wir sind im Wesentlichen stets ernsthaft, leben konservativ und stehen politisch rechts, und weil dies so ist, weil wir also nicht reagieren oder sonst auf eine seltsame Art außengeleitet sind, haben wir einen Standpunkt, sind wir authentisch, sind anders – manchmal verzweifelt anders. Und in diesem Willen, anders zu sein, steckt viel Kraft: Sie äußert sich in dem Wunsch, eine Spur zu hinterlassen. So hat es einer der wichtigsten Vordenker einer modernen Rechten, Armin Mohler, ausgedrückt, und mehr hat von uns doch keiner vor: Eine Spur zu hinterlassen – das ist es, und das ist – entschuldigen Sie die Anmaßung – der stolze Weg, der uns immer bleibt, wenn sonst so vieles verlorengeht.

Auf die Politik übertragen und verdichtet ausgedrückt: Es ist elektrisierend, als Angehöriger einer an die Wand gequetschten politischen Richtung wenigstens für ein paar Stunden oder für einen ganzen Tag Herr der Lage zu sein. Das verleiht dem politischen Leben, so wie ich es verstehe, einen jähren, einen eruptiven Sinn: Es ist tatsächlich seit jeher die Macht des politischen Täters schlagartig und für einen langen Moment Ruhe zu schaffen. Das ist Selbstvergewisserung in Reinform, das ist politischer Existentialismus: Ich provoziere, also bin ich – frei nach Descartes.

Die politische Aktion ist eine Alternative zum Treten des Hamsterrads. Immer wieder – wenn auch nur für einige Stunden, vielleicht auch nur einige Minuten Deutungshoheit zu besitzen, das ist besonders dann ein berauschender und zugleich heilsamer Zustand, wenn man ansonsten politisch nur reagieren oder resignieren kann. Die jahrelange Verteidigung hat uns mürbe gemacht, Sie erinnern sich an Agamemnon und die Gefahr eines Trä-

nenbriefs in die Heimat. Was wir brauchen, das ist Offensivgeist und jene Unerschütterlichkeit, die man nur ausstrahlt, wenn man beim Anblick des Gegners einen Schritt nach vorne macht.

„Ich nicht“ ruft der Provokateur, indem er handelt. „Wir auch nicht“, rufen die jungen Männer, die sich mitreißen lassen. Aber dies ist bereits etwas, das hinzukommen mag, und das umso glaubhafter und wirkmächtiger wird, je weniger es kalkuliert, also: gewollt war. Denn zunächst tut doch einer das, was er tut, nicht, weil er den Nutzen und den Nachteil abgewogen hat. Er tut es für sich selbst, für seine Idee, seine Lebensspur.

So ich – so auch Sie.